

# ZUSAMMENFASSUNG

Die Auswertung der Altgrabungen in der Gammertinger Michaelskapelle erbrachte vielfältige Erkenntnisse zur Bau- und Kirchengeschichte, zur Siedlungsgeschichte, zur Stadtgeschichte Gammertingens, zum Teil zur Landesgeschichte sowie in ganz besonderer Weise auch zur Frage der Herausbildung des Adels in Früh- und Hochmittelalter. In der folgenden Zusammenfassung werden die Ergebnisse der Arbeit summarisch dargestellt, wie üblich ohne die notwendige quellen- und methodenkritische Gründung. Diese gerade für die Archäologie, welche ihre historischen Aussagen aus nicht sprechenden Quellen bezieht, extrem wichtige „formationsgeschichtliche“ Fundamentierung ist gleichwohl vorhanden und den anderen Teilen der Arbeit zu entnehmen.

Zu Beginn der nachweisbaren vorgeschichtlichen Siedlungstätigkeit (Phase Vg) zeigt der Bereich der späteren Kapelle, die sich heute auf einer Art Sporn der an dieser Stelle S-förmig abknickenden Lauchert in den Weg zu stellen scheint, noch eine wesentlich andere Topografie. Auf deutlich tieferem Niveau fiel die Oberfläche nach Norden und Osten zur Lauchert ein, die damals näher an der Kirche vorbeifloss, möglicherweise lag ein Teil des heutigen Chors bereits im Flussbett. Es ist wahrscheinlich, dass der die Vor- und Frühgeschichte Gammertingens prägende Fernweg über die Alb in relativ geringer Entfernung südlich vorbeiführte: Einsetzend mit der Bronzezeit lässt sich an dieser Stelle am Westufer der Lauchert immer wieder Siedlungsniederschlag nachweisen. Als wichtigste vorgeschichtliche Siedlungsphase sticht dabei die Zeit des 11. bis 9. vorchristlichen Jahrhunderts heraus, die fortgeschrittene Urnenfelderzeit, welche in Gammertingen bereits durch auffallend reiche Grabfunde belegt ist. Schwächere Peaks im vorgeschichtlichen Fundmaterial betreffen das 6. und 5. Jahrhundert vor Christus, die Übergangszeit von der Hallstatt- zur Latènezeit, und die keltische Spätlatènezeit des letzten vorchristlichen Jahrhunderts. Die genannten Phasen treten bereits in der vorgeschichtlichen Kulturschicht in Mischlage auf, wobei sich die Funde weitgehend auf die topografisch höheren Lagen beschränken. Der Lage in direkter Flussnähe entsprechend lassen sich auch nur wenige Baubefunde zuordnen: Vermutlich gehören zwei größere Pfostengruben in die Spätlatènezeit, ein tiefes Pfahlloch in die Urnenfelderzeit, in-

direkt lässt sich im östlichen Langhaus eine durch eine mittelalterliche Bestattung aufgearbeitete Grube der Hallstatt-/Latènezeit erschließen. Gebäudegrundrisse lassen sich für keine der Siedlungsphasen rekonstruieren.

Das Fundaufkommen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit ist nur zu einem geringen Teil aus der vorgeschichtlichen Kulturschicht und den zugehörigen eingetieften Befunden überliefert, sodass sich von hier aus nur wenig zum damaligen Leben in der Siedlung an der Lauchert aussagen lässt. Lediglich, dass Schaf/Ziege und Schwein eine gewisse Rolle in der damaligen Viehhaltung zukam, ist mit zureichender Wahrscheinlichkeit festzustellen. Dabei dürfte gerade die Haltung von Schafen und/oder Ziegen das Miteinbeziehen der Hanglagen in die vor- und frühgeschichtliche Landnutzung anzeigen. Der weitaus größte Teil der vorgeschichtlichen Funde – in erster Linie Keramik, ein bronzener Gürtelkettenhaken der Mittellatènezeit, daneben auch Tierknochen und sogar etwas Verhüttungsschlacke – ist erst mit den umfangreichen Aufschüttungen des Frühmittelalters auf die Fläche gelangt, die weiter unten besprochen werden sollen. Es lässt sich aus der schieren Menge der Funde jedoch ohne Weiteres schließen, dass die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsplätze, welche die eigentliche Grabungsfläche nur peripher berühren, bei der Gewinnung des Aufschüttungsmaterials direkt betroffen gewesen waren.

Mit Abbruch der keltischen Besiedlung wird der Platz am westlichen Lauchertufer fürs Erste verlassen. Die Römer nutzten einen weiter flussabwärts im Gewann „Breite“ gelegenen Flussübergang, die vermutlich ab dem 4. Jahrhundert im Gammertinger Raum siedelnden Alamannen gründeten ihr Dorf schräg gegenüber auf der Ostseite der Lauchert. So lag die vor- und frühgeschichtliche Kulturschicht bis weit in das Frühmittelalter hinein unberührt offen: Die Funde, die im 7./8. Jahrhundert wieder einsetzen, lassen sich stratigrafisch nicht von den vor- und frühgeschichtlichen Funden trennen. Aus dem Fehlen von Baubefunden sowie der insgesamt geringen Zahl und dem hohen Fragmentierungsgrad der Keramik-, Tierknochen- und Schlackenfundstücke wird deutlich, dass der Bereich um die spätere Michaelskirche weiterhin nur peripher von der nahen Siedlung tangiert wird. Dennoch lässt sich, wenn auch wiederum nur über den Umweg der deut-

lich zahlreicheren Funde aus den späteren Aufschüttungen, einiges über den Charakter der neuen Ansiedlung in Erfahrung bringen. So lässt sich der Zeitpunkt der Neuansiedlung auf spätestens die Mitte des 7. Jahrhunderts konkretisieren, außerdem ist durch umfangreiche Schlackenfunde wohl auch ein Hinweis auf den wirtschaftlichen Hintergrund der Siedlung gegeben. Die Schlackenfunde lassen sich durch die Analyse der Fundverteilung und -vergesellschaftung in den späteren Aufschüttungen zwei Phasen zuordnen, die chronologisch, vielleicht zusätzlich auch räumlich differenzierbar sind. Bereits im 7. Jahrhundert, vermutlich gleich mit Siedlungsbeginn, setzt vor Ort die Eisenverhüttung in größerem Maßstab ein. Die Weiterverarbeitung von Eisen ist dagegen erst für das 8. Jahrhundert belegbar, tatsächlich hat sie ihren Schwerpunkt erst nach Auslaufen der rauwandigen Waren.

Die Kontrolle über Produktion und Verteilung machtrelevanter Güter sowie vermutlich auch diejenige über die vom erwähnten Fernweg genutzte Lauchertfurt erlauben es, die Neuansiedlung in einen herrschaftlichen Kontext zu stellen, tatsächlich wurde ein frühmittelalterlicher Herrenhof um St. Michael in der ortsgeschichtlichen Literatur schon lange vermutet. Es liegt nahe, den Herrenhof, seiner spätmerowingischen Zeitstellung entsprechend als Gammertinger Ausbausiedlung zu begreifen. In diesem Zusammenhang ist die Beobachtung interessant, dass es in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts im durch das Helmträgergrab des späteren 6. Jahrhunderts überregional bekannten Gammertinger Ortsgräberfeld kurzfristig zwei reich bestattende Familien zu geben scheint, von denen sich nur eine weiter fortsetzt. Möglicherweise ist daher mit der Neuansiedlung auch die Anlage eines Bestattungsplatzes, einer sogenannten Hofgrablege verbunden gewesen, eventuell auch diejenige einer kleinen Eigenkirche der Hofherrschaft. In der ortsgeschichtlichen Literatur wurde genau diese Entstehungsgeschichte für St. Michael ja auch angenommen: Die Michaelskapelle wurde als frühe Eigenkirche und in Folge als erste Gemeinde- bzw. Pfarrkirche des Dorfes betrachtet. Während eine spätmerowingische Eigenkirche im Herrenhofareal (die auch schon St. Michael geweiht gewesen sein könnte) eventuell sogar vorstellbar ist, kann aufgrund des archäologischen Befunds zur ab dem 10. Jahrhundert an Ort und Stelle sichtbar werdenden Kapelle eine Funktion als Gemeindegemeinde sicher ausgeschlossen werden. Daher muss die im alten Dorf Gammertingen gelegene, bisher aber als spätmittelalterlich gegründete Stadtkirche betrachtete Pfarrkirche St. Leodegar „von Anfang an“ diese Funktion innegehabt haben. Auch hier dürfte es sich da-

her um eine frühmittelalterliche Eigenkirche handeln. Tatsächlich ist die Wahl des seltenen Patroziniums auch in der Zeit um 700 bzw. in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts vorstellbar – und wäre in dieser Zeit wohl als prokarolingisches politisches Statement zu werten, was neben allem anderen wieder eine überregionale Einbindung der lokalen Akteure bezeugen würde.

Der Herrenhof auf der rechten Lauchertseite ist sicher bis in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts zu verfolgen, vermutlich bestand er aber fort, bis wohl im frühen 10. Jahrhundert durch die erwähnten, im Grabungsareal bis zu ca. 122 cm hohen Aufschüttungen die Topografie vor Ort gründlich neu gestaltet wurde (Phase A). Dort, wo ursprünglich ein sanfter Abhang zur Lauchert führte, erhoben sich nun zwei miteinander verbundene flache Hügel über das umgebende Niveau, wobei zum nahen Fluss hin Aufschüttungen von über 2 m erreicht worden sein müssen. Der westliche Hügel, welcher den größten Teil des heutigen Langhauses ausfüllt, dürfte ca. 20 m × 15 m durchmessen haben, der höhere Osthügel, der nur peripher im Chorraum erfasst wurde, dürfte aus topografischen Gründen eine etwas kleinere Grundfläche aufgewiesen haben. Die Hügel wurden größtenteils aus sterilen Lauchertsanden aufgeschüttet und nach außen anscheinend mit andernorts abgestochenen Grassoden abgedeckt. In der humosen Abdeckung des Westhügels jedenfalls finden sich in großer Zahl die verlagerten Überreste der vorgeschichtlichen Ansiedlungen wieder sowie in erheblichen Mengen diejenigen der frühmittelalterlichen Eisenproduktion und -weiterverarbeitung. Außerhalb seines gewerblichen Teils ist der frühmittelalterliche Herrenhof wohl in erster Linie durch verschleppte Tierknochen, nur in zweiter Linie durch Keramik belegt. Die humosen Deckschichten des Osthügels sind annähernd frei von verlagerten Funden, weshalb man von einer anderen Herkunft der hier verwendeten Grassoden ausgehen muss, vermutlich bediente man sich hier auf der gegenüberliegenden, an dieser Stelle unbesiedelten Flussseite. Insgesamt ist es sehr wahrscheinlich, dass die Aufschüttungen und die dazu gehörigen Abgrabungen, bei denen zusammen mehrere hundert Kubikmeter Erdreich, vor allem Flusssand, bewegt worden sein müssen, auch mit Wasserbaumaßnahmen verbunden waren. Vermutlich wurde dabei auch der Fluss verlegt und der Lauchertknick in seiner heutigen Form erst geschaffen.

Die Anlage, die wohl nur als Teil einer größeren Gesamtheit zu begreifen ist, wird in dieser Arbeit als zweiteilige Flachmotte gewertet. Auf dem Westhügel finden sich schwer deutbare Spuren von Holzbebauung, unter Um-

ständen ist eine Art Palisade um das Hügelpateau zu rekonstruieren. Zur Bebauung des nur randlich angeschnittenen Osthügels lässt sich nichts sagen. Möglicherweise ergibt sich aus Befundbeobachtungen der Baubegleitung von 2010, dass in einigen Metern Abstand zu den südlichen Hügeln Grenzen ein Graben entlanggeführt war, der die Flachmotte von den weiteren Teilen der Niederungsburg abgegrenzt haben könnte, als welche der Herrenhof nun erscheint. Mit der Zweiteilung der Flachmotte ist wahrscheinlich eine funktionale Differenzierung zu verbinden. Dabei ist die Bebauung auf dem Westhügel nur schwer zu werten. Die Annahme einer zumindest in Teilen sakralen Nutzung ergibt sich lediglich aus den zwischen der Nachfolgephase B und der ersten Kirchenphase aufscheinenden Kontinuitäten. Den Osthügel wird man schon wegen seiner topografischen Heraushebung mit guten Gründen dem herrschaftlichen Wohnen zuordnen können, auch wenn die bauliche Rekonstruktion aufgrund fehlender Befunde rein spekulativ ausfallen muss. Hinweise auf herrschaftliches Wohnen gibt es im Fundmaterial: So wurde auf dem Osthügel ein geschnitzter beinerner Messergriff gefunden, der deutliche Ähnlichkeiten zu Messerfunden von der drei oder vier Generationen später von derselben Familie gegründeten Burg Baldenstein aufweist. Auch die wohl nutzungszeitlichen Tierknochenfunde vom Osthügel, wo neben Rind, Schwein und Schaf/Ziege auch Hirsch, Pferd und Huhn belegt ist, dürften auf einen herrschaftlichen Haushalt hinweisen. Das vielleicht stärkste Argument liefern Schweinezähne aus während der im Folgenden zu beschreibenden Ausbauphase der Flachmotte aufgebracht humosen Aufplanierungen: Von den zwei untersuchten Schweinen ist mindestens eines nicht in Gammertingen aufgewachsen. Als nächste unter den möglichen Herkunftsregionen sind die Buntsandsteingebiete des Schwarzwalds zu nennen. Ob das zweite Schwein lokal aufgewachsen sein kann, bedarf noch der Klärung. Gut möglich wäre aber auch die Herkunft aus einer Einflussregion des tertiären Vulkanismus („Schwäbischer Vulkan“ um Bad Urach bzw. der Hegau). Interpretiert man die Schweine als Lebendabgaben, so lässt sich ein weit reichender Abgabekreis der in der Gammertinger Niederungsburg sitzenden Herrschaft erschließen. Auch der Umfang der Neustrukturierungsmaßnahmen, die vermutlich weit über das auf der Grabungsfläche konkret Sichtbare hinausgegangen sein dürften, zeigt den besonderen Anspruch des (nun?) hier ansässigen Geschlechtes. Die für die Anlage einer adligen Niederungsburg extrem frühe Zeitstellung tut das Ihre: Die in dieser Arbeit vertretene Datierung in die Zeit um 920/30 ergibt sich aus einer

möglichst kurzen Chronologie vor Errichtung des gut datierbaren ersten Kirchenbaus. Ob zur Niederungsburg bereits ein Kachelofen gehörte, ist wegen der starken Fragmentierung der möglicherweise zu konkav gesetzten Topfkacheln gehörigen, in Streulage gefundenen Fundstücke nicht sicher zu beurteilen.

Ab der Errichtung der Niederungsburg mit zweiteiliger Flachmotte, dem ersten archäologisch erkennbaren „Meilenstein“ in der Herausbildung der lokalen Adelsdynastie, kann die Anlage so gut wie sicher der Familie der Grafen von Gammertingen zugewiesen werden, die als solche (identifizierbar) erst 170–180 Jahre später in das Licht der schriftlichen Überlieferung treten. In dieser Arbeit wird die Ansicht vertreten, dass die namentlich bekannten Grafen des 12. Jahrhunderts bereits eher die Zeit des Niedergangs ihres Geschlechts repräsentieren. Aus der Korrelation der lokalen Entwicklung mit der politischen Entwicklung derselben Zeit in Schwaben, aus Überlegungen zum möglichen Ursprung der Gammertinger Leitnamen des 11./12. Jahrhunderts, dem Fakt, dass die Grafen von Gammertingen bis 1137/39 über umfangreiche Besitzungen im Oberengadin verfügten und im archäologischen Befund Fragmente von Specksteingefäßen auftreten, die alpine Beziehungen der Herrenfamilie schon für die Zeit vor der Motte denkbar erscheinen lassen, entwickle ich ein Denkmodell, das die frühen Gammertinger Grafen seit den 920er-Jahren als enge Verwandte der burkhardinischen Herzogsfamilie sieht. Natürlich ist dieses Denkmodell weit von der Beweisbarkeit entfernt, kann aber vieles erklären und liefert insbesondere auch eine mutmaßlich recht realistische Einschätzung des sozialen Umfelds, in das die Niederungsburg des 10. Jahrhunderts einzuordnen ist.

Vermutlich eine Generation nach der Errichtung der Flachmotte, in den Jahren um 950/60, erfuhr diese einen ersten Um- und Ausbau (Phase B). Dabei blieb die in Phase A gewählte zweiteilige Struktur im Prinzip erhalten, wurde aber sowohl von der topografischen Gestaltung als auch von der Bebauung her in relevanter Weise weiterentwickelt. Gemeinsames Merkmal der Veränderungen an West- und Osthügel ist dabei der Übergang vom Holz zum Steinbau. Der Westhügel wurde in seiner Gesamtform nur wenig verändert, er wurde insgesamt ein wenig aufgehöhht und dabei vor allem nach Osten verlängert. Ihn zierte, zentral im östlichen Teil des Westhügels gelegen, ein in Fachwerk errichteter Bau auf vermörtelten Schwellfundamenten, der in seinem Südosteck erfasst werden konnte. Eine achsensymmetrische Position auf dem Hügel vorausgesetzt, dürfte der Bau nicht breiter als 6 m gewesen sein. Weil dieser Bau dieselbe Ausrichtung wie

die erste Steinkirche zeigt, die Südwand sogar auf der gleichen Linie verläuft, ist eine Funktion als Sakralbau relativ wahrscheinlich, auch wenn keine Nutzungsschichten oder Gräber zum Bau überliefert sind.

Wesentlich umfangreicher präsentiert sich die Umgestaltung des Osthügels, auch wenn wegen der nur peripheren Erfassung wiederum nichts zur eigentlichen Bebauung auszusagen ist. Der Hügel wurde, sicherlich nachdem zuvor die Vorbebauung entfernt worden war, in seinen Außenbereichen mit Tuffsand aufgeschüttet und damit etwas verbreitert. Auf die Sand-schüttung wurde anschließend eine mit Substruktions ca. 55 cm hohe und 80 cm breite Trockenmauer gesetzt, die den Hügelfuß vermutlich rechtwinklig einschloss. Danach wurde der von der Trockenmauer eingeschlossene Innenraum mit humosem Material plan verfüllt, bevor in einem letzten Schritt der Hügel samt der bis dato sichtbaren Trockenmauer wohl nochmals mit humosem Material eingepackt wurde, wobei aufgrund späterer Störungen die genaue Oberflächenform nicht mehr rekonstruierbar ist. Ich deute diese Baumaßnahmen als Vorbereitung für die Errichtung eines Massivbaus von relevanter Größe und Höhe, welcher ohne Maßnahmen zur Sicherung des Untergrunds kaum auf dem flächenmäßig relativ kleinen künstlich aufgeschütteten Hügel in direkter Flussnähe hätte erbaut werden können. Alternativ wäre natürlich auch eine nachträgliche Einmottung des Baus denkbar. Dass wohl ein Massivbau errichtet worden ist, kann auch mit der technisch nicht zwingend notwendigen Vermörtelung des Schwellfundaments auf dem Westhügel begründet werden: Offenkundig hatte Mitte des 10. Jahrhunderts der Massivbau auf der Gammertinger Niederungsburg Einzug gehalten. In Anbetracht des wiederum beträchtlichen Aufwands zur Neugestaltung des Osthügels – die zum Fluss hin gelegenen Bereiche erforderten wegen des deutlich größeren Höhenunterschieds auch ein Vielfaches an Erdbewegungen – gehe ich davon aus, dass auf dem Osthügel zu dieser Zeit ein besonders repräsentatives Gebäude errichtet wurde, möglicherweise ein zweigeschossiges Gebäude mit Hocheingang. Es scheint – vor dem Hintergrund der gewählten kurzen Chronologie – so, als ob die Gammertinger Grafenfamilie, die „eben erst“ mit dem Ausbau des Herrenhofs zur Niederungsburg ihren erheblichen sozialen Anspruch verdeutlicht hatte, nun viel investierte, diesen weiterhin auf höchstem Niveau und mit sich allmählich steigenden architektonisch-symbolischen Mitteln nach außen zu präsentieren.

Auch die Tierknochenfunde, welche im Rahmen der Erdbewegungen der nächsten Bauphase auf die Fläche kamen und in ihrer

Entstehung überwiegend Phase B zuzuweisen sein dürften, können im Sinne einer herrschaftlichen Haushaltung interpretiert werden. Im Bezug auf die Tierartenverteilung ist auf den mit 8,5 Gew.-% ausgeprägten Anteil an Rothirschfunden hinzuweisen, der einen deutlichen Marker für adlige Jagd abgibt. Rothirschgeweih war, wie die späteren Funde von Burg Baldenstein bezeugen, auch ein wichtiger Rohstoff für die Produktion von Spielsteinen für die adlige Freizeitgestaltung. Dass ein entsprechender Stein mit Verzierung aus eingritzten, S-förmig angeordneten Kreislinien und Punktkreisornamenten – ein Altfund ohne genauer überlieferte Fundumstände – auch aus „Gräbern bei der Michaelskirche“ geborgen wurde, dürfte als Hinweis darauf gewertet werden können, dass diese Praxis auch schon zu Zeiten der Niederungsburg geübt wurde. Aus der Skelettelementverteilung beim Schwein lässt sich deutlich die Bevorzugung der Vorderschinkenregion ablesen – auch dies wieder ein Hinweis auf eine typische Form der mittelalterlichen Feudalabgaben. Verzehrt wurden primär Jungtiere, daneben ist aber auch die gezielte Haltung von Zuchttieren belegt. Bei den Rinderknochen dominiert die Haxenregion, was weniger leicht zu deuten ist. Es konnten (bei geringer Gesamtzahl altersbestimmbarer Individuen) nur Jungtiere nachgewiesen werden. Schafe und/oder Ziegen wurden wegen der hohen Zahl an Tieren mit hohem Zahnalter wohl primär zur Milch- und/oder Wollproduktion gehalten. Da die Epiphysenuntersuchung andererseits das Überwiegen von Jungtieren zeigt, muss es darüber hinaus aber auch den gezielten Verzehr von Jungtieren gegeben haben. Hühner, die als Lieferanten von Eiern und Fleisch gehalten wurden, komplettieren den herrschaftlichen Speiseplan.

In der Zeit um 980 – nun bewegen wir uns datierungstechnisch auf verhältnismäßig festem Boden – wird auf der Niederungsburg die erste massive Steinkirche errichtet (Phase I). Obgleich die Steinkirche wohl als Nachfolgebau einer zuvor schon bestehenden nicht massiven Kapelle auf dem Westhügel betrachtet werden kann, sind mit ihrer Errichtung topografische Umgestaltungen verbunden, mit denen die Differenzierung zwischen den zwei Hügeln weitgehend aufgehoben wird. Eng in diese topografische Neugestaltung eingebunden ist ein zweiphasig betriebener vermutlich zum Brennen von Kalk genutzter Ofen, der im „Graben“ zwischen West- und Osthügel platziert wurde. Er war, wie es scheint, in beiden Betriebsphasen eher als Meiler ohne dauerhaften Aufbau konstruiert, wobei die notwendigen Höhenunterschiede zwischen Feuerung und Beschickung nicht durch die Anlage einer Feuerungsgrube, sondern durch Anlehnung an und partielles

Eingraben in den Westhang des Osthügels erreicht wurden. Es ist gut möglich, dass eine bei den Baubegleitungen von 2010 entdeckte Treppenanlage südlich des heutigen Chors während des Kalkofenbetriebs angelegt und zur Beschickung des Meilers von oben benutzt wurde: Die Treppe korreliert mit keinem der bekannten Kirchen- und Wohnturmeingänge späterer Zeit, sie setzt die Existenz des Osthügels voraus, sie ist von deutlich provisorischem Charakter, außerdem wurden in ihrem Umfeld auch gebrannte Kalksteine gefunden. Für beide der zwei archäologisch fassbaren Betriebsphasen konnte je eine Grube mit Resten eines reinweißen Belags auf Boden und Wandung nachgewiesen werden, vermutlich handelte es sich um Sumpfruben zur Lagerung und Bereitstellung des frisch gelöschten Kalks. Die erste dieser Gruben war augenscheinlich mit einem aus Staken errichteten Rundzelt überdeckt, wohl zum Schutz vor Witterung. Insgesamt betrachtet zeigt der Kalkofenbetrieb sehr individuelle Züge. Dies kann zum einen als Zeichen einer besonderen logistischen Einbindung in den Gesamtbauprozess gewertet werden, zum anderen aber vielleicht auch im Sinne des Mangels an echtem Fachpersonal zu dieser Zeit.

Nach Ende der Kalkproduktion im „Graben“ wurde das Abbruchmaterial des zweiten Ofens ausplaniert und mit einer lehmigen Schicht überdeckt, auf welche die Bauhorizonte zum ersten Kirchenbau folgen. Nach Abschluss der Bauarbeiten wurde der Graben dann vermutlich komplett verfüllt. Damit tritt an die Stelle der klar abgegrenzten zwei Hügel ein länglicher, in den Lauchertknick hineinragender Sporn, wie er in verkürzter Form heute noch existiert. Im späten 10. Jahrhundert schloss er nach Osten allerdings mit dem weiterhin als solchen erkennbaren, weil mindestens 30 cm höheren Osthügel ab. Mit der neuen Topografie verbunden ist auch das Heranrücken des Kirchenbaus an das im Osten vermutete herrschaftliche Wohngebäude, was gemeinsam mit der zu mutmaßenden optischen Anpassung an den repräsentativen Wohnbau wohl als Indiz der gestiegenen Bedeutung der Kirche für die adlige Bauherrschaft zu werten ist. Der neue Bau, eine 14 m × 7,4 m große Saalkirche ohne im Außenbau ausgeschiedenen Chor, welche durch eine Chorschranke ungefähr im Verhältnis 3:2 geteilt wird, entspricht einem gut bekannten Typ von Landkirche im 10./11. Jahrhundert. Die schon im Fundamentbereich sorgfältig erstellte Kirche war verputzt, wobei der Innenputz vermutlich mehrfarbig bemalt war. Zur Frage der Eindeckung des Baus gibt es keine klare Antwort, vermutlich wird man noch mit Schindel- oder Stroheindeckung zu rechnen haben. Von Anfang an war die Saalkirche als Erbgrablege der Grafenfamilie konzipiert,

was ihren eigentlichen Wert und den Grund für den Neubau dargestellt haben dürfte. Aufgrund der Kirchengröße ist es zwar möglich, dass dort auch zu Zeiten Gottesdienste für die Bevölkerung der Niederungsburg abgehalten wurden, als Gemeindekirche muss aber, wie gesagt, die Dorfkirche St. Leodegar fungiert haben. Dass die Grabkirche in zentraler, ja geradezu herausgestellter Lage präsentiert wurde, unterstreicht abermals den hohen ständischen Anspruch der Gammertinger Grafen: Im 10. und noch im 11. Jahrhundert waren letztlich nur Herrscherfamilien und Bischöfe vom Verbot der Innenbestattungen in Kirchen ausgenommen. In Gammertingen scheint man die Usurpation dieses Rechts offensiv zelebriert zu haben – an sich ein unerhörter Vorgang, aber durchaus in einer Linie mit der (mutmaßlichen) Usurpation des Befestigungsregals zwei Generationen zuvor. Beide Elemente können sicherlich als Teil des Etablierungsprozesses einer Hochadelsdynastie begriffen werden, die im Herzogtum Schwaben zu den ersten Familien gezählt haben dürfte.

Die Erbgrablege als besonderer Schwerpunkt im „historischen Potenzial“ der archäologischen Quelle ist durch die Einbindung verschiedener naturwissenschaftlicher Untersuchungen intensiv erforscht worden. Alle sechs im Befund belegten Bestattungen der ersten und zweiten Kirchenphase sowie zwei aus „Lesefundkomplexen“ rekonstruierte Bestattungen wurden radiometrisch und molekulargenetisch untersucht. Zwei der drei weiblichen Bestattungen – diejenigen, von denen Zahnschmelz verfügbar war – wurden überdies einer isopenanalytischen Herkunftsbestimmung unterzogen. Als Ergebnis kann in dieser Arbeit ein weitgehend abgesicherter, über vier Generationen reichender Stammbaum der bestattenden Grafenfamilie des 10./11. Jahrhunderts vorgelegt werden. Die meisten Bestattungen können im Spannungsfeld von stratigrafischer und genetischer Einbindung, von anthropologischem Alter und Informationen zur Herkunft auch absolutchronologisch sehr genau eingeordnet werden. Dabei müssen neue, noch nicht vollständig geklärte methodische Probleme bedacht werden, wie sie erst mit den hier erreichbaren Genauigkeiten relevant werden: Wegen der nur mäßigen und im Alter abnehmenden jährlichen Knochenkohlenstofferneuerung bei Erwachsenen ist es nicht zulässig, das kalibrierte Radiokarbondatum als Wahrscheinlichkeitsbereich für das Todesdatum des beprobten Individuums zu interpretieren. Tatsächlich bildet das Datum den Wahrscheinlichkeitsbereich für ein schwer zu fixierendes Datum im Lebensprozess, das gerade bei älteren Männern aber deutlich über 30 Jahre vor dem Todesdatum liegen kann.

Während der Bestandszeit der ersten Kirche folgt die Belegung der Grabstätten einem auffälligen Muster: Die Südhälfte des Laientrakts im Kirchenschiff ist frei von Bestattungen, die im Lichten 7 m lange Nordhälfte wird von zwei hinter einander liegenden Gruppen zu je zwei Bestattungen ausgefüllt. Bei allen drei nachgewiesenen Bestattungen (eine davon erst bei Drainagearbeiten 2009 geborgen) handelt es sich um Frauen, der zu erschließende vierte Platz im unausgegrabenen Nordwesten des Langhauses dürfte nach einer chronologisch passenden Fehlstelle im Stammbaum ebenfalls einer Frau (der Ehefrau von II ib 1) zuzuweisen sein. Die zwei männlichen Bestattungen liegen im Bereich eines südlichen Annexbaus, der um das Jahr 1000 unmittelbar nach dem Tod des zuerst gestorbenen Mannes errichtet wurde. Der Annexbau war in verputztem Fachwerk über vermörtelten Schwellfundamenten ausgeführt, welche den Südabfall des alten Westhügels sorgfältig ausglich. Der Grabannex misst 8 m lichte Länge, die zwei Bestattungen liegen mittig im Anbau und beanspruchen jeweils die Hälfte des Raums. Vermutlich lässt sich die nicht im Befund dokumentierte Bestattung eines Jugendlichen als Außenbestattung zum Annexbau ansprechen. Frauen, erwachsene Männer (bzw. regierende Grafen?) und Sonstige, z. B. eben Jugendliche waren offenbar getrennten Bestattungsarealen zugewiesen. Dabei war die Belegungsdauer der Familiengrablege in Kirche I baulich von vornherein auf zwei Generationen beschränkt. Beschränkt war sie offenbar auch auf mit der gräflichen Linie im ersten Grad Blutsverwandte.

Die vermeintliche „Abschiebung“ der Familienoberhäupter in einen nach baulichen Kriterien sekundären Bau darf nicht täuschen: Die Größe der Grabgruben (im Fall von I ib 2 295 cm × 155 cm, Tiefe 143 cm), die überlängten Särge, welche die Toten „überlebensgroß“ erscheinen ließen, die axiale Präsentation der Gräber mit großen Abständen nach allen Seiten – und natürlich die Tatsache, dass dieser Anbau keinem anderen Zweck gewidmet war als dem Gedenken an die verstorbenen Grafen, zeigen deutlich, dass dem Annex aus dem Blickwinkel der bestattenden Familie erhebliche Bedeutung zugekommen sein muss.

Um das Jahr 1025 wurde mit dem Bau der Nachfolgerkirche begonnen, einer – im letzten Bauzustand – ca. 11 m × 20 m messenden zweisechiffigen Basilika mit Rechteckchor und Seitenturm, welcher den Ostabschluss des südlichen Seitenschiffs bildete (Phase II). Während des von Süden nach Norden voranschreitenden Bauvorgangs scheint darauf geachtet worden zu sein, dass der Innenraum der alten Kirche samt ihren Bestattungen stetig unter Dach blieb. Im ersten Bauabschnitt wurde das künftige Süd-

schiff samt Ostturm offenbar als eigenständiger Baukörper errichtet, während die um den alten Grabannex reduzierte Saalkirche wohl weiterhin Bestand hatte. Es ist aus dem Befund nicht zu entscheiden, ob die Saalkirche im zweiten Bauabschnitt, als das neue Hauptschiff und der Chor errichtet wurden, komplett abgebrochen wurde oder die Nordhälfte der alten Kirche als nördliches Seitenschiff in eine dann dreischiffige Basilika integriert wurde – was von der Grundrisstypologie her die deutlich wahrscheinlichere Möglichkeit darstellt. Klar dürfte dagegen sein, dass die alte Kirche oder das aus ihr hervorgegangene nördliche Seitenschiff ihr/sein Ende durch Abrutschen der im künstlich aufgeschütteten Hügel nur unzureichend fundamentierten Nordwand in Richtung Lauchert fand – und dass man in der Folge versuchte, die nun außerhalb der Kirche liegenden Bestattungen in den nach Süden gerichteten Bau zu translozieren, wenn auch nicht mit durchschlagendem Erfolg. Klar ist auch, dass ein etwaiges nördliches Seitenschiff von der Brandzerstörung der Kirche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht mehr betroffen war. Im Innern war die Pfeilerbasilika in drei Joche untergliedert, im kürzeren östlichen Joch befand sich der Durchgang zum Turm, zugleich wohl ein Nebeneingang – der Haupteingang hat sich vermutlich zentral im Westen befunden. Ein oder zwei Stufen dürften vom Hauptschiff ins tiefer gelegene südliche Seitenschiff geführt haben, zwei Stufen müssen es zum höher gelegenen Chor gewesen sein. Der in ungewöhnlicher Position errichtete Seitenturm ist mutmaßlich von Anfang an als Glockenturm zu bestimmen. Er kann zusammen mit der sehr wahrscheinlich von Beginn an bestehenden Eindeckung mit orangebraunen, kalkgemagerten Mönch-Nonne-Ziegeln als Zeichen für die Verwendung hochmoderner Bauelemente stehen. Im Inneren war die Kirche wiederum ausgemalt.

Die beiden zur zweiten Kirche überlieferten Bestattungen unterscheiden sich grundsätzlich vom Befund der ersten Kirchenphase. Sie bilden, obwohl eine volle Generation zwischen den Bestattungen der dort liegenden ca. 70-jährigen Männer (Vater und Sohn) liegt, zusammen eine von Anfang an als solche geplante Doppelbestattung in der Kirchenachse direkt vor dem Chorbogen. Im Gegensatz zu den vorangehenden älteren Bestattungen waren die Grabgruben viel weniger weit eingetieft, dies gilt vor allem für die des Vaters. Im stratigrafischen Zusammenhang mit der Bestattung des Sohnes wurde der Vorchorbereich dann baulich ausgeschieden und auf das Niveau des Chors angehoben, womit die Doppelbestattung auch in der Vertikalen betont wurde und seither sicherlich als architektonisch-liturgi-

sches Zentrum des Kirchenbaus zu gelten hat. Mit dieser „Gründerbestattung“ sollten zwei große Persönlichkeiten innerhalb der gräflichen Familie gewürdigt werden, die nicht nur für den Bau der Basilika, sondern auch für die Errichtung der neuen Höhenburg Baldenstein über dem Fehllatal verantwortlich gewesen sein dürften. Wegen der in dieser Arbeit vorgenommenen Frühdatierung des Einsetzens der Albare auf die Zeit um 1000 (ganz in Analogie zu der in den letzten Jahren erfolgten Frühdatierung des Typs Jagstfeld der älteren gelben Drehscheibenware) ist auch der Bau von Burg Baldenstein ohne Weiteres im frühen 11. Jahrhundert denkbar. Tatsächlich ist eine solche Datierung, spätestens gegen 1020, auch dringend anzunehmen, da die gegenüber dem Vorgänger deutlich vergrößerte Kirche nun den „Graben“ zwischen den ehemals getrennten Hügeln der Flachmotte überwindet. Aus topografischen Gründen ist anzunehmen, dass die Basilika dem im Osten anzunehmenden herrschaftlichen Wohnbau sehr nahe gerückt war und diesen vermutlich architektonisch in den Schatten stellte. Dies ist nur dann bzw. gerade dann plausibel, wenn das Grafengeschlecht (unmittelbar?) zuvor den Sprung auf die Höhe unternommen hatte, in ein wiederum für die Zeit besonders repräsentatives Domizil. In der Niederungsburg jedenfalls dürfte seither die gräfliche Grabkirche das wichtigste Gebäude gewesen sein.

Ob die Erbgrablege, lässt man die offensichtliche Ausnahme der doppelten Gründerbestattung im erhöhten Vorchor beiseite, zunächst in der alten Form weitergeführt wurde, kann nicht sicher beurteilt werden. Sollte ein basilikales Nordschiff über einen relevanten Zeitraum bestanden haben, wäre es durchaus möglich, dass es dort, heute außerhalb der Kirche gelegen, zu neuerlichen (Frauen?)-Bestattungen kam. Alle übrigen Bestattungen sind im südlichen Seitenschiff zu rekonstruieren. Dabei muss bald die Entscheidung für die Anlage einer Familiengruft mit oberirdischen Sarkophagen gefallen sein, allein schon aus Platzgründen. Immerhin wurde in St. Michael, anders kann man die betreffende Nachricht in den Zwiefalter Chroniken kaum deuten, bis mindestens zum Tod Ulrichs I. um 1110 bestattet. Ulrich und sein gegen 1090 gestorbener Vater Arnold, die laut den Chroniken zuvor in ihrer „Eigenkirche“ bestattet gewesen waren, wurden zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt nach Ulrichs Tod durch dessen Witwe Adelheid in den Kapitelsaal des Klosters Zwiefalten umgebettet. Mit dieser Translation, welche effektiv den Einstieg in eine Verlegung des Erbbegräbnisses in das neue „Familienkloster“ bedeuten sollte, unternahm die Familie einen weiteren Schritt der „Aktualisierung“ ihrer gesellschaftlichen

Repräsentation. Allerdings kam der Schritt – gemessen am archäologischen Befund des 10. und frühen 11. Jahrhunderts – vielleicht ein wenig spät. Andere Familien hatten den erschlossenen Vorsprung mittlerweile aufgeholt. Die Gammertinger, die im 12. Jahrhundert auf der Seite der Kirchenreform und der päpstlichen Partei im Investiturstreit auftreten, bekleiden dabei, besonders im Vergleich zum steil aufgestiegenen Geschlecht der Zähringer, eine Juniorposition. Der Schluss auf einen gewissen Niedergang der Gammertinger nach dem frühen 11. Jahrhundert liegt nahe – und hierin findet man vielleicht auch den Grund dafür, dass es so schwerfällt, die Genealogie über Graf Arnold nach vorn fortzuführen. Vielleicht war Adelheid v. Dillingen, die Frau Ulrichs I., nach langer Zeit die erste „große Persönlichkeit“ innerhalb der Grafenfamilie. Dabei ist aber nicht zu übersehen, dass mit Adelheids besonders Zwiefalten gegenüber geübter Großherzigkeit auch der Einstieg in den Ausverkauf der Familiengüter verbunden war – ein wesentlicher Aspekt des Niedergangs der Grafenfamilie noch im 12. Jahrhundert. Verloren ging damals auch Burg Baldenstein, welche vermutlich schon im früheren 12. Jahrhundert abbrannte, vielleicht aber auch bewusst aufgegeben wurde.

Sicher nicht bewusst aufgegeben wurde die Michaelskirche, die ihrerseits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts komplett abbrannte. Das in der steinernen Bausubstanz wohl noch weitgehend intakte Hauptschiff wurde nach dem Brand systematisch ausgeräumt, dasselbe dürfte für den Chor und das südliche Seitenschiff gelten, die nach dem Brand aufgegeben wurden. Bis auf unwesentliche Reste vor der Westwand wurde der Fußboden in allen Teilen der Kirche komplett entfernt, ebenso ausgebrochen wurden die Verkleidungen an der Westfront des erhöhten Vorchors sowie sämtliche Treppenstufen. Im Chor wurde die komplette Osthälfte bis in 40 cm Tiefe aufgegraben, weshalb zu überlegen ist, ob sich dort mehr als ein Altar befunden haben könnte, vielleicht ein offener eingetiefter Altarumgang zur Reliquienverehrung durch die adligen Laien.

Der dritte Kirchenbau präsentiert sich schließlich als das um Seitenschiff und Chor reduzierte Hauptschiff der Vorgängerphase, ergänzt durch den wohl weiterhin bestehenden Turm (Phase III). Der ehemalige Chorbogen und die Arkadenöffnungen wurden zugemauert, letztere mit nur einlagigem Fundament auf Erde gesetzt, also in klar unprofessioneller Ausführung. Interessant ist, dass die Vermauerungen in stratigrafischem Zusammenhang mit der Einrichtung eines Werkstattbereichs im Innern des abgebrannten Kirchenschiffs stehen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die

Werkstatt, für welche im nicht erhöhten Westen des Kirchenschiffs ein Lehmestrich eingezogen wurde, Arbeitsplätze für eine Mehrzahl von Handwerkern unterschiedlicher Profession bereitstellte. Gemäß den verschiedenen Arbeitsabläufen und verarbeiteten Materialien lassen sich die einzelnen Prozesse aber nicht in gleicher Weise rekonstruieren. Am vollständigsten gelingt dies für eine Glockengießwerkstatt, welche sich im südlichen Bereich der Stufe zum erhöhten Vorchor noch direkt auf der offenliegenden Brandschicht ansiedelte und den dortigen Höhenunterschied ausnutzte: Der Bronzeschmelzofen wurde oben auf dem Vorchor, die in der Fläche ca. 2,1 m × 1,2 m messende Glockengussgrube – unter weitgehender Ausnutzung einer lockeren Grabgrubenverfüllung aus der ersten Kirchenphase – im tiefer gelegenen westlichen Vorfeld platziert. Über Befunde und Fundmaterial lassen sich drei aufeinander folgende Gussvorgänge nachweisen. Einer davon war nicht erfolgreich, lieferte aber gerade deswegen technologisch aufschlussreiche Abfälle, in den zwei weiteren Prozessen wurden eine kleine und eine mittlere Glocke erfolgreich hergestellt.

Vermutlich in Arbeitseinheit mit dem Verschließen der Arkadenöffnungen dürfte im Südwesten des abgebrannten Kirchenschiffs ein Kachelofen errichtet worden sein. Der nur indirekt im Fundmaterial belegbare Ofen bestand aus nachgedrehten Grobkacheln der Albware, die, nach den Lehmspuren zu schließen, konvex in den Ofenkorpus eingebaut waren. Da die Kachelfunde bis in die Glockengussgrube streuen, dürften der Ofenbau und die Vermauerung der drei Öffnungen im Kirchenschiff gemeinsam mit der Glockengussgrube an den Beginn der Werkstattzeit datieren. Es ist durchaus denkbar, dass der mutmaßliche Kachelofen zugleich auch Kochstelle war, da sich in den drei Schnitten um den rekonstruierten Standort hohe Konzentrationen an Albwarescherben nachweisen lassen. Möglicherweise zugehörige Tierknochenfunde, vor allem Schwein und Schaf/Ziege, treten ebenfalls in relevantem Maße auf, streuen aber etwas weiter. Nur über eine bedeutsame Konzentration von Nägeln, die ebenfalls bis in die Verfüllung der Glockengussgrube zieht, kann ein weiterer Arbeitsplatz im Süden des Kirchenschiffs wahrscheinlich gemacht werden: Die formal einheitlichen kleinen Nägel mit durch Abzwicken gebildetem Kopf dürften als Schindelnägel anzusprechen sein und über die provisorische Neueindeckung der Kirche berichten. An Ort und Stelle könnten sie zum Beispiel eine temporär arbeitende Nagelschmiede anzeigen. Keiner konkreten Arbeitseinheit zugewiesen werden können verschiedene Stakenstellungen dieser Übergangsphase. Auffällig ist, dass

der Norden des Kirchenschiffs, obwohl er ausweislich der Ausdehnung des Lehmestrichs auch zum Werkstattbereich gehörte, sich praktisch fundfrei präsentiert. Es ist denkbar, dass hier die Zimmerer arbeiten, die zur schnellen Wiederherstellung des Dachstuhls ohne jeden Zweifel notwendig gewesen waren, aber mit ihrem Abfall archäologisch unsichtbar bleiben.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit lässt sich die Werkstatt in der niedergebrannten Kirche in die kalte Jahreszeit datieren. Dass die Arbeiten seitens der Herrschaft mit hoher Dringlichkeit vorangetrieben wurden, wird insbesondere durch die mutmaßliche Bereitstellung des Kachelofens deutlich, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gewiss noch ein Statussymbol darstellte. Das umgehende Neu-Gießen der sicherlich brandzerstörten Glocken, welches ja keiner baulichen Notwendigkeit Rechnung trägt, zeugt von hohem Interesse an der schnellen Wiederherstellung der Kirche auch in ihren symbolischen Funktionen. Dass die Herrschaft sich bei alldem persönlich engagierte, zeigt sich zudem in wohl zur Einschmelzung vorgesehenen Funden von Altbronzen, die gemeinsam mit einem im gleichen Kontext aufgefundenen qualitätvollen Beinbeschlag in Hundeform zu einem herrschaftlichen Artefakt gehört haben dürften. Es erscheint klar, dass sich das herrschaftliche Engagement kaum auf die Schaffung des Provisoriums bezogen haben kann, das die dritte Kirche schließlich auf Dauer darstellen sollte: Seitenschiff und Chor wurden aufgegeben, mindestens im Bereich des Chors hielt über die Jahre dichter Bewuchs Einzug. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass Pläne existierten, das Provisorium sehr bald zugunsten eines angemessenen Nachfolgebaus wieder aufzugeben, bzw. eine sorgfältige Wiederherstellung der zweiten Kirche zu unternehmen. Wie immer diese Pläne im Detail aussahen, sie wurden nicht umgesetzt, weshalb viel dafür spricht, den Rückbau nach dem Brand in engem zeitlichem Zusammenhang mit dem Aussterben der gräflichen Familie im Mannesstamm zu sehen. Dieses Schicksal ereilte beide Linien der Grafen von Gammertingen ungefähr zur gleichen Zeit, etwa gegen 1165, wobei nicht zuverlässig zu rekonstruieren ist, welchem Zweig der Familie der Stammsitz in der alten Niederungsburg zu dieser Zeit gehörte. Das Befundbild jedenfalls passt besser zur Linie der „Ulriche“, die gegen 1165/vor 1167 überraschend endete: innerhalb kurzer Zeit fanden damals Ulrich III. und sein minderjähriger Sohn und Erbe den Tod. Noch kurz zuvor muss man in Gammertingen vom dauerhaften Weiterbestehen der gräflichen Linie ausgegangen sein.

Die Auffüllung des westlichen Kirchenschiffs auf das Niveau des erhöhten Vorchors,



vor allem aber das Setzen des Altars in der provisorisch geretteten Kirche dürfte dann den Zeitpunkt anzeigen, an dem sich die Erben der Gammertinger endgültig gegen einen Neubau bzw. eine umfassende Renovierung entschieden hatten. Dass die bei dieser Baumaßnahme freigelegten Füße und Unterschenkel eines der vor dem ehemaligen Chorbogen bestatteten Grafen würdevoll in einem kleinen, wohl schon in der Vorgängerkirche genutzten Ossuarium in der Nordostecke der verkleinerten Kirche nachbestattet wurden, zeigt aber, dass die neue Kirchenherrschaft der alten noch verbunden war, vermutlich verwandtschaftlich über die weibliche Linie. Danach jedoch fehlt für gut 150 Jahre jeder archäologische Hinweis darauf, dass sich irgendjemand um die Kirche gekümmert hätte. Vermutlich galt Ähnliches zunächst auch für die Niederungsburg insgesamt: Als der Platz im späteren 13. Jahrhundert als (Teil der?) Stadt Gammertingen wieder ins Licht der Geschichte tritt, handelt es sich um keinen zentralen Ort mehr, sondern um eine Kleinstadt, welche selbst in der überschaubaren Herrschaft Gammertingen-Hettingen auf längere Sicht die zweite Geige spielen sollte.

Umfassend renoviert wurde die Michaelskapelle im Jahr 1330. Noch heute zeugt davon der seither mehrfach umgebaute Dachstuhl, der in erster Version auf dieses Jahr zurückgeht. Vermutlich im selben Zusammenhang wurde mindestens die Westwand der Kirche neu errichtet und ein neuer Fußboden eingezogen, der jedoch nur indirekt über das Fundmaterial nachweisbar ist. Es ist davon auszugehen, dass spätestens damals der alte Glockenturm niedergelegt wurde und die Kapelle der Zeit entsprechend gotisch befenstert wurde. Kirchenherren waren zu dieser Zeit die Grafen von Veringen, welche die Stadt Gammertingen im 13. Jahrhundert gegründet, alternativ eventuell auch von den Grafen von Habsburg übernommen hatten. Die Veringer treten in den Schriftquellen als Eigenkirchenherren von St. Michael auf: 1299 entschädigen sie das Kloster Berg mit dem Michaelsaltar anhängenden Zinsen Gammertinger Bürger. Dieser Akt spiegelt die geringe Bedeutung, welcher der Kirchenbau für die wohl zu keiner Zeit in der Stadt residierende Grafenfamilie gehabt hatte. Dass es 1330 dann doch zur umfassenden Renovierung der Kapelle kam, ist möglicherweise nur durch Druck seitens des Klosters Reichenau zu erklären, welches seit 1311 nominell die Stadtherrschaft innehatte, Stadt und Kirchensatz als Lehen aber wieder an die Veringer vergeben hatte. Im betreffenden Jahr 1330 mussten sich die Grafen von Veringen nämlich im nicht näher rekonstruierbaren Zusammenhang mit einer (ihrer) Kirche(n) der Schädigung des Klosters für schuldig erklären – ein Zusammenhang mit

Gammertingen liegt nahe. Dass der Reichenauer Abt seinerseits auf Entschädigungszahlungen verzichtete, ist möglicherweise mit den zu dieser Zeit wohl bereits laufenden Arbeiten an St. Michael zu erklären.

Auch in den nun folgenden 150 Jahren lassen sich keine weiteren Baumaßnahmen an St. Michael belegen, weder direkt noch indirekt. Dies ändert sich im späteren 15. Jahrhundert/ in der Zeit um 1500, als sich gleich drei Vorgänge teils im Befund, teils im Fundmaterial abzeichnen (Phasen III/IIIb). Dabei entwickelten sich in der Kirche, welche nun in einen etwas größeren östlichen und einen etwas kleineren westlichen Bereich quer geteilt erscheint, vorübergehend zwei voneinander getrennte Baugeschichten. Im östlichen Teil kann über einen bereits im Kontext der Niederlegung des dritten Kirchenbaus stehenden Ausbruch die Einbringung eines Fußbodens im späteren 15. Jahrhunderts rekonstruiert werden. Funde von Flachglas, die zur Bauphase von 1330 gehören dürften, zeigen an, dass im Zusammenhang derselben Renovierung vermutlich auch Fenster ausgetauscht wurden. Im westlichen Teil der Kirche wurde zur selben Zeit oder einige Jahre später vermutlich ebenfalls ein Fußboden eingebracht, allerdings auf höherem Niveau, sodass nicht einmal mehr dessen Ausbruch im Befund belegbar ist. Belegt ist dagegen ein 2,3 m langer und knapp 1 m breiter, ebenfalls bereits abbruchzeitlich datierender Ausbruch vor der westlichen Südwand des Raums. Dieser Ausbruch dürfte nach Ausweis von spätmittelalterlichen Schüsselkacheln in der Verfüllung auf die Anlage eines Ofenfundaments dieser Zeitstellung zurückführbar sein. Trotz ähnlicher oder gleicher Zeitstellung unterscheidet sich das Fundmaterial im Westen und Osten der Kirche deutlich: Nur im Osten sind große Mengen an grauem, geglättetem Serviergeschirr (Schüsseln und Kannen) belegt. In Anbetracht dessen, dass gleichzeitiges Kochgeschirr stark in den Hintergrund tritt, wird man darin auch den Nachweis für einen größeren herrschaftlichen Haushalt in direkter räumlicher bzw. „sachlicher“ Nähe sehen. Vermutlich etwas später als die beschriebenen Baumaßnahmen, um 1500 oder direkt danach, wird herrschaftliches Bauen dann auch im Befund fassbar – als direkt östlich an die Kirche angebauter und diese überragender Wohnturm. Der 8,3 m × 6,8 m messende Turm wurde nur an drei Seiten massiv errichtet, wofür die Steine des abgegangenen Chors der zweiten Kirche fast vollständig wiederverwertet wurden. Zum Kirchenbau hin schloss der Turm lediglich mit einer leichten Fachwerkwand ab, was man dem verputzten Turm von außen vermutlich aber nicht ansehen konnte. Der mindestens zwei Massiv- und ein Fachwerkgeschoss hohe

Turm besaß einen Hocheingang im Osten, er war teilunterkellert, der einzige ebenerdige Raum hatte einen Lehmboden und diente nach Ausweis leicht eingetiefter Standspuren, die zu zwei Fässern gehören dürften, vermutlich zu Lagerzwecken, vielleicht zusätzlich als Wachraum. Über den um 1550 im Turmkeller entsorgten Abrisschutt lässt sich der Aufbau des Turms gut rekonstruieren: Im ersten massiven Obergeschoss dürften der Erschließungsgang, Kammern und die Turmküche untergebracht gewesen sein, das Stockwerk darüber wurde zum größeren Teil von einer hohen repräsentativen Stube eingenommen, welche mit ornamentierten „Tritt-mich“-Fliesen ausgelegt war und sicher von Beginn an einen Kachelofen aufwies. Bei den anderen ornamentierten Bodenfliesen, die etwas seltener auftreten und z. B. im Gang verlegt gewesen sein könnten, handelt es sich um die gleichen, die auch im Hettinger Schloss und der 1499 erbauten Seitenkapelle der Hettinger Kirche verlegt wurden. Damit ist nicht nur ein guter Datierungsansatz gegeben, sondern auch die Verbindung zur Stadtherrschaft, welche damals durch die Herren von Bubenhofen ausgeübt wurde, die zunächst nur in Hettingen residierten, wo sie sich in der genannten Seitenkapelle auch eine Familiengrablege eingerichtet hatten.

Die Herren von Bubenhofen waren es auch, die 1482 die Einrichtung einer Frühmesspfründe an der Michaelskirche durch die Bürger der Stadt förderten und begleiteten, durch welche der Sakralbau auch kirchenrechtlich zur „Oberkapelle“ aufgewertet wurde. Es ist fast alternativlos, diese Maßnahme mit den archäologisch sichtbaren, auf den Ostteil der kleinen Kirche beschränkten Renovierungsmaßnahmen in Verbindung zu bringen. Recht wahrscheinlich ist, dass durch diese Einrichtung den Bürgern von Gammertingen überhaupt erst ein regelmäßiger Zugang zum einzigen innerhalb der Stadtmauern gelegenen Kirchenbau eröffnet wurde. Die Zuordnung des offenkundig profan genutzten Westteils der Kirche kann nicht aus dem Befund heraus vorgenommen werden. Immerhin denkbar wäre, dass hier in der Zeit nach 1482 die Wohnung des Priesters untergebracht war. Nachdem der Ort der alten gräflichen Basilika nach deren Brand über 300 Jahre mehr oder weniger unverändert geblieben war und man bis zur Errichtung des Wohnturms sogar noch vom Vorhandensein eines baubestanden Schutthügels am Ort des ehemaligen Chors auszugehen hat, scheint 1482 die Lösung einer verfahrenen Situation gefunden worden sein. Die baulichen und geistlichen Veränderungen zeigen, dass den Interessen aller relevanter Parteien Rechnung getragen wurde: Mit der kirchenrechtlichen Aufwertung dürften die Abgaben ans Bistum

gestiegen sein, die Gammertinger Bürger kamen endlich zu einem Sakralraum in der Stadt (und konnten sich dort, wenn sie reich genug waren, vermutlich mit ansehnlichen Stifterfenstern verewigen), die Herren von Bubenhofen erreichten Planungssicherheit im Bezug auf das zweifellos herrschaftliche Areal – vermutlich einschließlich der Zustimmung, das Brachland östlich der Kirche neu bebauen zu dürfen. Dass sie das kurze Zeit später tatsächlich unternahmen, ist im Zusammenhang mit familiärem Zuwachs zu sehen, der eine zweite dauerhaft bewohnte Residenz in der Herrschaft Gammertingen-Hettingen erforderlich machte: Hans Marx von Bubenhofen, der 1512 die Fuggerin Sabine heiratete, ist der erste Vertreter der Stadtherrschaft, der nachweislich in Gammertingen wohnte. Letztlich folgt aus dem Befund recht eindeutig, dass das Gammertinger „Schloss“, von dem zuweilen in den Quellen die Rede ist, bis ins 16. Jahrhundert hinein um St. Michael zu verorten ist, nicht am Ort des klassizistischen Stadtschlusses am östlichen Stadteingang. Auch das 1534 verfasste Inventar des Ritterguts lässt sich mit dem archäologischen Befund in Einklang bringen: Neben einer Anzahl von Räumen, welche zum größeren Teil in (mehreren) anderen Baulichkeiten zu verorten sein müssen, erwähnt das Inventar eine Kapelle, eine Stube vor der Kapelle sowie einen Turm – wobei sogar darauf hingewiesen wird, dass in diesem zweieinhalb Fässer Pulver lagerten.

Die Herrschaft der Bubenhofener über Gammertingen-Hettingen sollte nicht lange Bestand haben. Vermutlich im Kontext der politischen Wirren im Zusammenhang mit der Vertreibung des württembergischen Herzogs Ulrich 1519, dessen Erzieher und enger Vertrauter Hans Caspar von Bubenhofen gewesen war, ging die Familie ihrer Besitzungen verlustig. 1520 von kaiserlichen Truppen festgesetzt, wurde Hans Caspar zur Abtretung von Gammertingen-Hettingen gezwungen. Vier Jahre später kaufte Dietrich von Speth, einer der Schlüsselfiguren bei der Entführung von Ulrichs Frau Sabine von Bayern im November 1515 und seither dem Herzog in tiefster gegenseitiger Feindschaft verbunden, die Herrschaft von den Gläubigern, welche die Herrschaft zwischenzeitlich verwaltet hatten. Durch den Übergang an die Speths änderte sich an der Nutzung des Gammertinger „Schlusses“ zunächst wenig. Bereits seit dem Wegzug von Hans Marx von Bubenhofen 1519/20 war Gammertingen keine Residenzstadt mehr gewesen und auch Dietrich von Speth dürfte sich kaum in der Stadt aufgehalten haben. Zehn Jahre nach dem Erwerb der Herrschaft musste Speth 1534 außer Landes fliehen, als Herzog Ulrich, die Reformation im Gefolge, Württemberg zu-

rückeroberte – und im selben Zug auch die Besitzungen seines Erzfeindes annektierte.

Der Herrschaftswechsel betraf das Ensemble um die Michaelskirche in zweifacher Weise. In der repräsentativen Turmstube wurde zu dieser Zeit (archäologisch: 1530er-Jahre) ein ca. 2,15 m hoher Renaissancekachelofen aus überwiegend grün glasierten reliefierten Blattkacheln errichtet, sicherlich an der Stelle eines Vorläufers. Der Ofen kann über modelgleiche Funde aus Produktionskontext dem bedeutenden württembergischen Töpfereizentrum in Kirchheim/Teck zugewiesen werden, wobei ein Eckkachelmotiv mit Töpferschiene, durchbohrtem Herz und Initialen auf enge Beziehungen zur dortigen Hafnergilde verweisen dürfte. Der Ofen wurde vor seiner Entsorgung um 1550 einmal renoviert, wobei mit Landsknecht-darstellungen neue Motive eingeführt wurden, welche über die Kleidung in die 1540er-Jahre datiert werden können. Auch für die Renovierung wurden Model aus Kirchheim verwendet. Über die Kirchheimer Beziehungen lässt sich der Bewohner des Turms mit hoher Wahrscheinlichkeit namentlich identifizieren – als der württembergische Schultheiß Dominikus Stenglin. Der seltene Name Stenglin ist im frühen 16. Jahrhundert mit mindestens zwei Familien in Weilheim/Teck belegt, in 8 km Entfernung von den Kirchheimer Töpfereien. Stenglin war die einzige württembergische Amtsperson in Gammertingen, während im wichtigeren Hettingen vier Amtsleute in verschiedenen Funktionen untergebracht worden waren. Sicherlich war vom Herrschaftswechsel auch die Michaelskapelle selbst betroffen, da nun auch in Gammertingen die Reformation eingeführt wurde. Man wird davon ausgehen, dass die Kaplanei nach 1534 aufgehoben wurde. Tatsächlich ist der Ausbruch des Altars die stratigrafisch älteste Spur im Zusammenhang mit dem Ende des dritten Kirchenbaus – früher noch als der Ausbruch des direkt anschließenden Fußbodens. Damit erscheint eine materiell vollzogene Profanierung in den 1530er-Jahren zumindest gut vorstellbar. Tatsache jedenfalls ist, dass die Michaelskapelle in einem Urbanium von 1547 kein Vermögen mehr besaß, im Jahre 1575 wurde sie im Rahmen einer Visitation als „zerfallen“ bezeichnet.

Die württembergische Herrschaft über Gammertingen-Hettingen dauerte bis 1547, als der kaiserliche Oberst Alba die Rückgabe an die Familie von Speth mit militärischen Mitteln erzwang. Allerdings konnten die Speths, die am Hof in Wien Zuflucht gesucht hatten, in Ermangelung gesunder, volljähriger männlicher Familienmitglieder (Dietrich von Speth war bereits elf Jahre tot) die rückgewonnene Herrschaft nicht persönlich besetzen. Erst 1557 kehrte die Familie mit der Volljährigkeit

Philipp Dietrichs von Speth nach Schloss Hettingen zurück. Im Gammertinger Schlossbezirk scheinen sich in der faktisch herrenlosen Zeit wesentliche Umwälzungen ereignet zu haben: Der Wohnturm, der damals sicher als Symbol für die verhasste württembergische Herrschaft gesehen wurde, wurde geplündert und anschließend in seinen nicht massiven Teilen planmäßig und fachmännisch niedergelegt. Der neue Gammertinger Schultheiß Keller errichtete um 1550 in (wörtlich zu nehmender) Spuckweite des Wohnturms ein großes Fachwerkhaus mit repräsentativem Schmuckgiebel zum Turm hin. Gut möglich ist, dass das Holz für den Bau zu guten Teilen wiederverwendetes Turmgebälk darstellte. In jedem Fall muss man davon ausgehen, dass das Haus auf ehemaligem „Schloss“-Gelände errichtet war, außerdem ist dringend anzunehmen, dass Keller fest mit dem vollständigen Abbau des Turms auch in seinen steinernen Geschossen rechnete. Inwieweit diese Baumaßnahmen mit Spethschen Stellvertretern abgesprochen waren, ist nicht mehr zu eruieren. Fakt ist jedoch, dass nach der Rückkehr Philipp Dietrichs, der eine kinderreiche Familie gründete, die bald auch eine neuerliche Gammertinger Residenz erforderlich machte, sich, beginnend mit dem Kauf des heute „Schlössle“ genannten Fachwerkhauses am unteren Tor 1569, sämtliche Bemühungen um diese auf den Platz am östlichen Stadteingang konzentrierten, wo heute noch das klassizistische Stadtschloss anzutreffen ist. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass es in der zweiten Hälfte des dicht überlieferten 16. Jahrhunderts zu einer umfassenden topografischen Neugestaltung der Kleinstadt an der Lauchert kam. Dieser radikale Bruch blieb der lokalen Geschichtsforschung bislang verborgen, man ging vielmehr davon aus, dass die heutige Aufteilung in ein herrschaftlich-administratives Stadtviertel südlich der Hauptstraße und das bürgerchaftliche „Auser“ um die Michaelskapelle im Norden auf eine stadtgründungszeitliche Planung des 13. Jahrhunderts zurückgehe. Ein Irrtum, wie es scheint. Im Irrtum war auch Bürgermeister Keller: Der steinerne Sockel des Wohnturms wurde bis heute nicht abgerissen, anders als das bürgermeisterliche Haus, das 1961 sein Ende fand. Dank des Engagements von Philipp Dietrichs frommer Frau Dorothea von Rechberg wurde die Michaelskapelle in vergrößerter Form neu errichtet, aus dem ehemaligen Wohnturm wurde der Chor der neuen Kirche. Keller und seine Nachfahren hatten zu keiner Zeit freien Blick aus dem Stubenfenster.

Der Fertigstellung der in großen Teilen bis heute bestehenden vierten Steinkirche im Jahr 1589 (Phase IV) ging offenbar mindestens zwei Jahrzehnte Sammeltätigkeit voraus. Spätestens 1569 waren Kaplanei und Frühmess-

pfründe wieder restituiert worden. Da erst zur Baufertigstellung auch wieder Geistliche an St. Michael nachzuweisen sind, dürfte das Geld zunächst nur in den Aufbau eines Vermögensstocks geflossen sein. Federführend war wohl die genannte Dorothea von Rechberg, die in der Herrschaft Gammertingen-Hettingen insgesamt fünf Kapellen errichten ließ und der man vermutlich auch die Erhaltung des Turmtorsos zu verdanken hat. Damit erscheint möglich, dass die ersten Pläne zur Wiederherstellung der Kirche tatsächlich schon deutlich früher, vielleicht schon in den späten 1550er-Jahren gereift waren, als sich die junge Familie in Hettingen niedergelassen hatte. Der nach den dendrochronologischen Daten wohl in der Mitte der 1580er-Jahre begonnene Bau war trotz der deutlichen Vergrößerung ressourcensparend konzipiert: Er bestand im Wesentlichen aus der dritten Kirche und dem Wohnturm, leicht erweitert durch die Anpassung der Südfront der Kirche an die des breiteren Turms. Die Nordwand der Kirche dürfte zu dieser Zeit nicht angepasst worden sein, sodass der stadseitig als einheitlich errichtete Saalkirche erscheinende Neubau von der Stadtmauer aus noch als gewachsener Bau erkennbar blieb. Der im Übergang zwischen Langhaus und Chor eingestellte Chorbogen wurde in seiner östlichen Hälfte auf das leichte Schwellfundament der ehemaligen Turmwestwand gegründet, was vermutlich schon innerhalb weniger Jahre zu ersten Bauschäden führte. Die Reparatur, eine großflächige Unterfangung der Fundamente von der Chorseite aus, scheint den Anforderungen aber bis heute zu genügen. Die Kirche war mit einem Boden aus einfachen rechteckigen Tonfliesen ausgelegt, den Chor betrat man über eine Stufe. Fenster und Türöffnungen waren innen wie außen durch Randbemalungen herausgehoben, der Bau wurde neu befenstert, wobei für den Chorraum Fenster aus farblosen Butzenscheiben mit Zwickelfüllungen aus grünem Flachglas wahrscheinlich gemacht werden können.

Der vierte Kirchenbau wurde vor den bekannten Renovierungen des 20./21. Jahrhunderts zweimal in größerem Umfang umgebaut. Über gefügekundliche Untersuchungen im Dachwerk gut gesichert ist die Renovierung von 1724, als das Dach ab- und leicht verändert wieder aufgeschlagen wurde. Zweck der Baumaßnahme war die Anlage des heutigen Dachreiters mit Zwiebelhaube. Über Abbundzeichen ist eine ältere Bauphase nachweisbar, die gefügekundlich bislang nur „zwischen 1589 und 1724“ zu datieren ist, sehr wahrscheinlich also ins 17. Jahrhundert gehört, wobei aus historischen Gründen eine Datierung „um 1670“ erwogen wird. Diese Bauphase dürfte mit den Spuren umfangreicher Absprießungen im Langhaus, dem kompletten Neuaufbau

der Kirchennordwand und der anschließenden Verlegung neuer Fliesenböden in Langhaus und Chor in Verbindung stehen. Leider sind die zugehörigen Befunde über das Fundament nicht genauer zu greifen. In dieser Bauphase muss der Bau auch seine heutige barocke Befensterung erhalten haben.

Eine letzte kleinere Renovierung betraf ausschließlich den Chor, wo zu einem nicht näher bestimmbar Zeitpunkt im 19./20. Jahrhundert hexagonale Zementfliesen verlegt wurden.

Zwischen die zwei Renovierungsphasen des Chorfußbodens datiert die Anlage einer Innenbestattung im Chor. Unter einem ca. 75 cm × 45 cm messenden Epitaph mit zwei Familienwappen, eines noch als das der Familie von Speth erkennbar, konnten Überreste zweier Individuen festgestellt werden: eines höchstens einige Wochen alten Neugeborenen sowie eines Frühgeborenen im siebten bis achten Lunarmonat. Die in der Literatur vertretene Zuweisung der Bestattung zu namenlosen Kindern von Ludwig Friedrich Speth (1669–1725) und Maria Katharina Elisabeth von Rolzhause und Stauffenburg zu Türnich (1675–1732) ist chronologisch möglich, jedoch nicht abzuschließen. Die Doppelbestattung stellt die einzige fassbare neuzeitliche Nutzung der Michaelskirche als Grabstätte dar. Der in Gammertingen residierende Zweig der Speth bestattete seine Toten üblicherweise in der Pfarrkirche St. Leodegar. Vielleicht wählte man für die möglicherweise noch ungetauften Kleinstkinder, die auf regulärem Weg nicht bestattet werden konnten, eine Form der Sonderbestattung, die nur in St. Michael, vielleicht aufgrund einer dort anderen Rechtslage, möglich war.

Die Auswertung der jüngsten Funde und Befunde des 19./20. Jahrhunderts (Phase M) erbrachten keine wesentlichen neuen Erkenntnisse. Der Abbruch der Stadtmauer, verschiedene Veränderungen an der Inneneinrichtung und der Außengeländegestaltung waren letztlich auch schon vorher bekannt. Interessant ist vielleicht, dass sich die fotografisch belegte enge Einbindung der Michaelskirche in den Zimmereibetrieb Hebeisen (im alten Haus des Bürgermeisters Keller) auch in den Lesefunden aus den oberen Schichten nördlich der Kirche noch spiegelt, wie etwa der Fund eines Schäleisens belegt.

In Kürze: Im Zuge der Auswertung der archäologischen Ausgrabungen in der Michaelskapelle in Gammertingen ließen sich nicht nur tausend abwechslungsreiche Jahre Kirchengeschichte teils sehr detailliert, teils nur kursorisch rekonstruieren. Darüber hinaus kann der Entwicklung vom spätmerowingertzeitlichen Herrenhof über die ottonische Niederungsburg bis hin zur Erbgrablege der Grafen von Gammertingen paradigmatische Bedeutung für die

Entstehung eines mittelalterlichen Hochadelsgeschlechts zugemessen werden. Selten war es möglich, auf der Basis archäologischer Quellen dem Prozess der Hochadelsgenese über einen so langen Zeitraum so kontinuierlich zu folgen. Ein weiterer Schwerpunkt des „historischen Potenzials“ der vorgelegten Quelle ist die Geschichte des Reformationszeitalters, wo Gammertingen als einer der Spielbälle engstens in den epochalen Konflikt um Herzog Ulrich von Württemberg eingebunden erscheint, der in seinen verschiedenen Phasen hier quasi exemplarisch vollzogen wird. Schließlich konnten auch zur Stadtgeschichte Gammertingens we-

sentliche neue Ansätze entwickelt werden: die Entstehung aus der bis dato unbekanntem Niederungsburg der Gammertinger Grafen, der rein eigenkirchliche Charakter der Michaelskapelle, welche zu keiner Zeit als Gammertinger Gemeindekirche betrachtet werden kann, und schließlich deren Einbindung in den spätmittelalterlichen Stadtherrensitz, das mutmaßliche Gammertinger „Schloss“, das erst nach den Wirren des Reformationszeitalters an den Platz zu wandern scheint, wo es heute liegt. Die charakteristische Stadtopografie Gammertingens dürfte daher nicht stadtgründungszeitlich, sondern schon deutlich neuzeitlich datieren.